

Bremer „Resonanzräume der Erinnerungskultur“ Rezensionen und Essays

Die Bonjour-Redaktion im Wintersemester 2018/19

Info

Die Erinnerungsjahre 2018/19 veranlassten die Redaktion von Bonjour Geschichte, zwei Sonderausstellungen, im Deutschen Auswandererhaus in Bremerhaven (<https://dah-bremerhaven.de/>) und im Focke-Museum in Bremen (<https://www.focke-museum.de/>), sowie eine szenische Lesung aus der Reihe „Aus den Akten auf die Bühne“ (<https://www.sprechende-akten.de/>) zu besuchen. Daraus entstanden die folgenden Rezensionen und Essays.

Das Ziel heutiger Museen sollte es sein, ein möglichst breites Publikum anzusprechen. Denn nur so können in einer Zeit visueller Reizüberflutung überhaupt noch neue Zielgruppen erreicht werden. Die Studierenden der Universität Bremen waren als Teil der digitalen Generation das ideale Publikum. Lesen Sie, ob die Sonderausstellungen und die szenische Lesung sie überzeugt haben.

Autor*innen und Redakteur*innen:

Janine Bergmann studiert an der Universität Bremen im Master of Education Geschichtswissenschaften und English-Speaking Cultures. Zudem legt sie die Zusatzqualifikation Bilinguales Lehren und Lernen im Sommer 2019 ab und absolvierte ein Semester an der Dublin City University.

Patrick Bickmeier studiert an der Universität Bremen im Master of Education im 3. Fachsemester Germanistik und Geschichte. Sein besonderes Interesse gilt der Modernisierung des traditionellen Geschichtsunterrichts.

Dennis Erigsohn studiert Geschichte und Germanistik im Master of Education an der Universität Bremen und arbeitet derzeit als Teilzeitlehrkraft an einer Bremer Oberschule.

Jona Gieschen studiert Geschichte an der Universität Bremen im Bachelor. Sein besonderes Interesse liegt dabei in der Antike und dem Mittelalter.

Sebastian Heise studiert im Bachelor Geschichte und Germanistik an der Universität Bremen. Er interessiert sich besonders für die Entstehung und Bearbeitung von Texten.

Katharina Hopp studiert Geschichte im Vollfach an der Universität Bremen. Ihre Hobbies sind ihre Hunde.

Dr. Thekla Keuck ist Lektorin für „Geschichte in der Öffentlichkeit“ am Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bremen und arbeitet als freie Historikerin und Kuratorin.

Joseph Kretzschmar studiert Geschichte und Philosophie im Master an der Universität Bremen. Sein Interessenschwerpunkt liegt auf der Kultur- und Philosophiegeschichte des Mittelalters.

Jan Kruse studiert Germanistik und Geschichte und möchte Lehrer werden. Nachdem er Bonjour Geschichte besuchte, kam zu seinen bisherigen ein journalistischer Berufswunsch dazu.

Marc Mehling studiert an der Universität Bremen Geschichte im Bachelor. Er hört in seiner Freizeit gerne Musik oder liest bei Tolkien von Elben, Zwergen und Hobbits.

Ragna Meyer studiert an der Universität Bremen Geschichtswissenschaft im Bachelor. In ihrer Freizeit ist sie künstlerisch tätig.

Max P. H. Möhlenbrock studiert Geschichte im Vollfach an der Universität Bremen. In seiner Freizeit liest er gerne klassische Literatur.

Daniel Petersen, gelernter Außenhandelskaufmann, studiert Geschichte an der Universität Bremen.

Tom Sand studiert Geschichte und Französisch an der Universität Bremen auf Lehramt. Er arbeitet neben dem Studium an einer Bremer Gesamtschule.

Marlene Schurig studiert an der Universität Bremen Geschichte im Bachelor. Sie geht in ihrer Freizeit gerne auf Konzerte und interessiert sich für Sport, Film und Fotografie.

Annika Toschka studiert an der Universität Bremen im Master of Education Geschichte und Deutsch. Außerhalb des Studiums leitet sie Workshops an Schulen mit dem Thema „Wie wollen wir leben“ mit dem Fokus auf Antisemitismus und Diskriminierung.

Eva Voßhans studiert an der Universität Bremen Geschichte im Master. Sie betreibt in ihrer Freizeit Triathlonsport und spielt Klavier.

Sinah Wirgenings studiert an der Universität Bremen Geschichte im Bachelor. Ihre Freizeit verbringt sie am liebsten in virtuellen Welten.

Haben Sie Fragen oder Anregungen an die Autor*innen? Wenden Sie sich gerne per E-Mail an bonjour@uni-bremen.de.

Dieser Sammelartikel ist auf der Internetseite des Projekts <http://www.bonjour-geschichte.de> veröffentlicht.

Inhaltsverzeichnis

Sonderausstellung: KRIEGSgefangen. OHNMACHT. SEHNSUCHT. 1914–1921. Ein Ausstellungsexperiment mit Virtual Reality.

01.08.2018–30.11.2018 im Deutschen Auswandererhaus Bremerhaven

Josef Kretzschmar: Ausstellungsrezension	<u>S. 4</u>
Daniel Petersen: Ausstellungsrezension	<u>S. 6</u>
Tom Sand: Ohnmacht nichts	<u>S. 8</u>

Sonderausstellung: Experiment Moderne. Bremen nach 1918.

14.10.2018–02.06.2019 im Focke Museum Bremen

Max P. H. Möhlenbrock: Ein blaues Band, aber kein roter Faden	<u>S. 10</u>
Annika Toschka: Gegenüberstellung der ambivalenten Moderne geglückt?	<u>S. 12</u>

Essays

Janine Bergmann: In Europa nichts Neues? Von Geschichtsvermittlung und Gegenwart	<u>S. 14</u>
Dennis Erigsohn: „Irgendwo zwischen Disneyland und Universität“ – Eine Betrachtung der Living History	<u>S. 17</u>
Jona Gieschen: Zeitreise ohne Zeitkapsel? Die Zukunft der Museen: Kampf um Relevanz und Besucher	<u>S. 20</u>
Jan Kruse: Geschichte könnte so spannend sein	<u>S. 23</u>
Marc Mehling: Die Sonderausstellung	<u>S. 26</u>
Eva Voßhans: Geschichte erleben im Kahr 2018/19. Vergangenheitsdarstellung durch Präsentationen mit unterschiedlichem Anspruch	<u>S. 29</u>

Sonderausstellung: KRIEGSgefangen. OHNMACHT. SEHNSUCHT. 1914–1921. Ein Ausstellungsexperiment mit Virtual Reality.

01.08.2018–30.11.2018 im Deutschen Auswandererhaus Bremerhaven.

Ausstellungsrezension

von *Joseph Kretzschmar*

Unter dem Titel ‚KRIEGSgefangen. OHNMACHT SEHNSUCHT 1914–1921‘ lädt das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven zu einer Ausstellung der besonderen Art: Das Projekt museum4punkt0 – Digitale Strategien für das Museum der Zukunft wagt ein Ausstellungsexperiment, das die Virtual Reality in die Museumserfahrung integriert. Das Ziel ist die Erprobung und Entwicklung innovativer Anwendungsmöglichkeiten digitaler Technologien zur multimedialen Erlebarmachung von Ausstellungen. Der inhaltliche Fokus liegt hierbei auf den Ohnmachts- und Sehnsuchtsgefühlen von August und Toni Schlicht, einem Ehepaar aus Hamburg, hervorgerufen durch die langjährige russische Kriegsgefangenschaft Augusts im und nach dem Ersten Weltkrieg. Durch private Dokumente können die Besucher*innen die Gefühlswelt des Paares erkunden und erfahren mehr über die Herausforderungen der langen Trennung.

Der Weg beginnt im ersten Raum, der aufgrund schwerer Holzmöbel und Teppiche dunkel und dumpf wirkt. Es ist warm, eine diffuse Geräuschkulisse soll verschiedene Assoziationen wecken. Diese Station enthält viele Alltagsgegenstände, die allerdings nicht der Hamburger Familie Schlicht gehörten, sondern Leihgaben sind und nur aus der Zeit um den Ersten Weltkrieg stammen. Tafeln informieren über Inhalt und Anliegen der Ausstellung; Informationen zum Ersten Weltkrieg stehen neben persönlichen Informationen zum Leben des Paares, ergänzt durch private Fotos. In Form von Zahlen und Fakten wird hier Grundwissen vermittelt.

Ein Konzept, zwei Themen, vier Räume

Ein längerer Gang enthält links diverse weitere Tafeln, die Zitate und Informationen zum Ersten Weltkrieg in komprimierter Fassung vermitteln. Rechts finden sich vier Räume, die das Kernstück der Ausstellung bilden. Jeweils zwei gehören der Ohnmacht bzw. Sehnsucht an und bilden ein digital-analoges Paar: Ein Raum enthält das Equipment zur Virtual Reality, der andere die vermittelten Inhalte in analoger Form.

Die Sehnsucht führt digital über die VR-Brille in das Gehirn August Schlichts, bestehend aus Erinnerungen an seine Kinder, seiner Ehefrau sowie einem Badeurlaub und einer Haarlocke der Tochter. Über Bewegung und Zoom werden die Besucher*innen virtuell von Gegenstand zu Gegenstand geführt. Der analoge Raum enthält die gezeigten Gegenstände samt einer Vertonung der Briefe.

Die Ohnmacht bringt die Besucher*innen tief in die sibirische Landschaft – eine Station der Kriegsgefangenschaft August Schlichts. Unter dem digitalen Wechsel der Jahreszeiten werden hier eindringlich die Briefe verlesen, die vor den Besucher*innen auftauchen und die Entbehrungen des Lebens Augusts aufzeigen. Auch hier enthält das analoge Pendant dieselben Gegenstände als Dokumente hinter Vitrinenglas.

Abschließend widmet sich der letzte Raum den Lebensstationen der Schlichts nach der Kriegsgefangenschaft Augusts, die 1921 endete. Es wird über Schicksalsschläge der

nachfolgenden Zeit informiert, aber auch über allgemeine Abläufe in Deutschland gegen Ende des Ersten Weltkriegs.

Eine geführte aber neue Erfahrung

Die Idee der Ausstellung ist dem Vergleich analoger und digitaler Erfahrungen gewidmet, um das Thema „Migration in Zeit und Raum erlebbar zu machen“.¹ Die Hypothese, die für das Ausstellungsexperiment grundlegend ist, behauptet, virtuelle Räume helfen, das Thema Migration erfahrbar zu machen. Hier wird bereits ein bestimmter Anspruch an die Virtual Reality aufgelöst: Erlebbar wurde die Kriegsgefangenschaft August Schlichts mitnichten. Aber es gelingt tatsächlich, bestimmte Gefühle des Komplexes Sehnsucht und Ohnmacht in Ansätzen nachzuempfinden. Die Virtual Reality-Elemente kapseln von der Außenwelt ab, helfen dabei, den Fokus der Aufmerksamkeit auf die Sache zu lenken und schenken dadurch ein eigentümliches Gefühl der Privatheit. Aber nur in Kombination mit analogen Gegenständen, die eine historische Authentizität vermitteln, wirkt die Ausstellung seriös und fundiert.

Inhaltlich eher gedrunken als ausufernd, eignet sich die Verschmelzung von Allgemeinwissen zum Ersten Weltkrieg und Beleuchtung des Privatlebens der Schlichts zur Sensibilisierung für das Thema, auch wenn die Ausstellungsdidaktik die Besucher*innen bisweilen sehr an die Hand nimmt und die VR-Technik sich nicht in ihrem vollen Potential zeigt. Einzig die multimediale Aufbereitung in Form von Geräuschen und zufällig ausgewählten Gegenständen ist nicht immer als Mehrwert identifizierbar.

1 Siehe Flyer der Ausstellung.

Sonderausstellung: KRIEGSgefangen. OHNMACHT. SEHNSUCHT. 1914–1921. Ein Ausstellungsexperiment mit Virtual Reality.
01.08.2018–30.11.2018 im Deutschen Auswanderhaus Bremerhaven

Ausstellungsrezension

von Daniel Petersen

Virtuelle Räume als museales Konzept?

Diese Frage versuchte das Bremerhavener Auswandererhaus im Rahmen eines Ausstellungsexperimentes zu beantworten. Von August bis Ende November 2018 konnten Teilnehmer_Innen Kriegsgefangenschaft anhand von Virtual Reality (VR) „hautnah“ erleben. Zentrales Subjekt des Experimentes war der aus bürgerlichem Hause stammende Hamburger Offizier August Schlicht. Dieser kam bereits 1914 in ein russisches Kriegsgefangenenlager in der sibirischen Steppe. Sein Alltag sollte sowohl virtuell, als auch im klassischen musealen Konzept nachempfunden werden. Ein hochgestecktes Ziel.

Das Experiment beginnt

Nach der Anmeldung hießen zwei Mitarbeiterinnen die Probanden willkommen und begannen anhand eines Vordruckes, welcher auch auslag, die Experimentbedingungen vorzulesen. Mittels einer schriftlichen Umfrage wurden das Vorwissen sowie die Erwartungen bezüglich Virtual Reality abgefragt. „Macht VR im musealen Ausstellungskontext Sinn?“, eine der zentralen Fragen des Bogens. Somit sollte bereits im Vorfeld über den Nutzen von VR reflektiert werden.

Nach dieser, recht langen Einführung ging es los. Die Gruppe wurde aus dem kleinen Besprechungszimmer geführt. „Endlich geht es los“, diese Erwartungshaltung war allen Besucher_Innen deutlich anzusehen. Es kam jedoch anders. Vor dem Ausstellungsraum wurde die Gruppe aufgeteilt. Nicht alle sollten dasselbe sehen, die Frage über die Sinnhaftigkeit dieses Vorgehens blieb unbeantwortet und ist auch weiterhin fragwürdig. Nun befanden sich die Teilnehmer_Innen in einem nachempfundenen Wohnzimmer der Familie Schlicht. Auf Texttafeln gab es knappe Information zum Ersten Weltkrieg und zum Leben Augusts – das klassische Ausstellungsprinzip.

Der Blick in die „Vergangenheit“

An der Stirnseite des Wohnzimmers befanden sich vier farblich gekennzeichnete Türen. Zugänglich waren für jede Gruppe jeweils zwei Räume. Hinter diesen Türen sollte nun der Blick in das vergangene Leben des Herrn Schlichts stattfinden. Nach dem Aufsetzen der VR-Brille fand sich der „Zeitreisende“ in der sibirischen Steppe wieder. Bäume, Gräser und ferne Berge waren zu erkennen. Briefe flogen ins Bild und wurden vorgelesen. Im Nebenraum sahen die Teilnehmer_Innen das vormals virtuell Gezeigte noch einmal in analoger Form.

Technische Fehler

Nach dem Aufsetzen der VR-Brille folgte die erste Irritation, die Umgebung war in verschiedenen Orangetönen gehalten. Der Blick schweifte über die Umgebung, Bäume und Gräser bewegten sich im Wind, Naturgeräusche waren zu hören. Die Augen wanderten zum Horizont – ein Schmerz in den Pupillen setzte unmittelbar ein. Die dargestellte Bergkette flackerte stark. Ein Umstand, der vermutlich auf ein Softwareproblem hindeutete. Kurze Zeit später ein weiteres Problem – das Bild froh kurzzeitig ein. Als Folge traten Kopfschmerzen auf. Diese führten dazu, dass ein Drang die Augen zu schließen, um ihnen Erholung zu bieten, stärker wurde. Sich auf den virtuellen Raum zu konzentrieren, war unter diesen körperlichen Folgen kaum noch möglich. Das Gefühl, die Augen ersehnten das Ende dieses Ausfluges in die virtuelle Realität, ist freilich nicht das Gefühl, welches durch das Experiment vermittelt werden sollte.

Die Frage nach dem Sinn

Benötigt eine Ausstellung über August Schlicht Virtual Reality? Die Antwort ist klar – Nein. Sich bietende Möglichkeiten wurden nicht ansatzweise ausgenutzt. Eine Interaktion mit verschiedenen Objekten wäre nur ein Beispiel. Wenn unbedingt auf digitale Medien zurückgegriffen werden musste, hätte es auch ein Monitor mit Kopfhörer getan. Die Computerspieleindustrie macht es vor, wie es geht. Umsätze in Milliardenhöhe sprechen eine eindeutige Sprache. Wirkt er auf den ersten Blick weit hergeholt, so ist dieser Vergleich dennoch gerechtfertigt. Wer Virtual Reality im medialen Kontext benutzen möchte muss sich an der Qualität der Computerspiele messen lassen. Die Messlatte liegt durch Entwicklungskosten in teilweiser dreistelliger Millionenhöhe hoch.

Was am Ende bleibt

In der Idee durchaus erstrebenswert und interessant, in der Ausführung ungenügend. Um ein Virtual Reality Experiment erfolgreich gestalten zu können müssten mehr finanzielle Mittel für die Programmierung bereitgestellt werden. Ebenso sollte ein passenderes Thema gefunden werden. An dieser Stelle haben die Organisatoren Fehler gemacht. Was bleibt? Auch negative Resultate sind Resultate.

Sonderausstellung: KRIEGSgefangen. OHNMACHT. SEHNSUCHT. 1914–1921. Ein Ausstellungsexperiment mit Virtual Reality.
01.08.2018–30.11.2018 im Deutschen Auswandererhaus Bremerhaven.

Ohnmacht nichts

von Tom Sand

Von August bis November findet im Bremerhavener Auswandererhaus das sogenannte Ausstellungsexperiment „KRIEGSgefangen. OHNMACHT. SEHNSUCHT. 1914–1921“ zum Einsatz von Virtual Reality im Museum statt. Thema dieser Ausstellung ist das Schicksal des Hamburger Zahnarztes August Schlicht, der im Ersten Weltkrieg in russische Kriegsgefangenschaft geriet. Das Experiment befindet sich separat von der Dauerausstellung im Auswandererhaus und besteht aus einem großen Raum, der im Stil einer Wohnung des frühen 20. Jahrhunderts ausgestattet wurde – zum Teil mit Gegenständen, die Schlicht einst gehörten. Zunächst wird der Werdegang des Dentisten anhand von Texttafeln und authentischen Quellen, wie zum Beispiel Fotografien, dargestellt. Parallel werden Hintergrundinformationen etwa zur Kriegsstimmung im Kaiserreich und zur Situation der Unterbringung von Kriegsgefangenen gegeben. Darunter sind Originalquellen wie Postkarten, aber auch Texttafeln zu sehen. Das Herzstück des Experiments sind zwei separate Räume, in denen Feldpost Schlichts an seine Frau Tony audiovisuell präsentiert wird. Hier werden klassische Ausstellungsräume dem Einsatz von Virtual-Reality (VR) Brillen gegenübergestellt.

Eintauchen in die Tundra

Die VR-Erfahrung war aufregend, da ich trotz Technikaffinität bisher keinen Kontakt zu dieser Technologie hatte. Die Brille hat gut gepasst und benötigte keine weitere Anpassung. Ich habe dennoch aus Neugier versucht die visuelle Schärfe zu verändern, was für mich jedoch kein Ergebnis hatte. In dem Moment ich das Gerät aufsetzte, befand ich mich in einer Art gelb-roten Tundra. Um mich herum waren einige Bäume und als ich den Mut aufbrachte, mich auf dem Stuhl herumzudrehen, konnte ich die ganze Weite der Welt wahrnehmen. In der Ferne waren einige Berge zu erkennen, überall standen Tannen. Es schneite. Zwar war es grafisch alles andere als beeindruckend; das Eintauchen in eine andere Welt gelang dennoch. Hierzu trugen einerseits die hervorragenden Lautsprecher, die sich an der Brille befinden und atmosphärische Klänge beisteuerten bei, und andererseits die Tatsache, dass das Sichtfeld gänzlich in diese abstrakte Welt gerichtet wurde.

Die Mütze

Bald darauf wurde uns von den für die Gefangenen zentralen Feldpostbriefen berichtet. Sie waren für die Kriegsgefangenen sowohl Kontaktmöglichkeit als auch Hoffnungsschimmer, denn so konnte man auch an Essen oder Kleidung kommen; zumindest wenn die Familie diese schickte und die Pakete ankamen. Eine Stimme erklang und ein Bild eines Feldbriefs wurde rechts von mir eingeblendet. Der Brief wurde vorgelesen, man hätte ihn aber auch gar nicht lesen können, da dieser unscharf war. August Schlicht bat um eine Mütze, die er nach monatelangem Warten bekam. Diese Wartezeit

wurde durch Veränderung der Umgebung ansprechend in Szene gesetzt: Der Schnee verschwand und die hellen Beigetöne wurden braun und grün. In seinem Dankesbrief beschwerte sich Schlicht über die Qualität der Mütze und den Fischgeruch, den diese angenommen hatte.

Dieser Dankesbrief war in dem Moment amüsant, denn die fehlende Dankbarkeit des Gefangenen wirkte auf den ersten Blick vermessen, jedoch war mir bald klar, dass diese kleinen Pakete das vielleicht Einzige waren, die einen Gefangenen bei Sinnen halten.

Mehr Fragen als Antworten

Einerseits die visuelle Präsentation durch die VR-Brille und andererseits der scheinbar unpassende Brief Schlichts haben bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Ich konnte mich in den Gefangenen hineinversetzen und mir vorstellen, wie es ihm in der russischen Tundra ergangen sein mag. Allerdings wirft der lückenhafte Kontext zu der Situation in den Lagern mehr Fragen auf, als dass sie zur Wissenserweiterung führen. Der Besucher erfährt nicht, was der Gefangene in der jahrelangen Gefangenschaft gemacht hat. Wie sah sein Alltag aus? Der Blick auf seine Ohnmacht und sein Leid hätten so viel stärker herausgestellt werden können. So wird weder Interesse geweckt, noch Wissensdurst gestillt.

Sonderausstellung: Experiment Moderne. Bremen nach 1918.
14.10.2018–02.06.2019 im Focke Museum Bremen

Ein blaues Band, aber kein roter Faden

von Max P. H. Möhlenbrock

Das Bremer Focke Museum zeigt seit diesem Oktober die neue Sonderausstellung: Experiment Moderne. Bremen nach 1918. 100 Jahre nach dem Revolutionsjahr 1918 will das Focke Museum „gesellschaftliche Transformationsprozesse“, sowie den „Wandel in der urbanen Stadtkultur“ bis zum Ende der Weimarer Republik zeigen.

Die Sonderausstellung beginnt bereits im Eingangsbereich des Museums. Dort wartet sie mit einem Auto, das gänzlich mit Leder bezogen wurde, auf – wahrlich ein Experiment. Dahinter eine große Texttafel, die die Besucher*innen in die Thematik der Ausstellung einführt. Nicht nur die blaue Farbe dieser Tafel, sondern auch der in insgesamt vier Sprachen vorhandene Einführungstext, wirken modern und einladend. Es könnte angenommen werden, das Museum wolle Lokalgeschichte nicht nur deutsch- und englisch-sprachigen Besucher*innen nahe bringen, sondern ein internationales Publikum erreichen. Diese Annahme stellt sich jedoch schnell als Trugschluss heraus: In der Ausstellung wurden die Sprachen auf eben diese reduziert: Deutsch und Englisch. Schade.



Ein Blick in die Ausstellung
© Max Möhlenbrock

Auf die Barrikaden!

Nicht nur inhaltlich werden die Revolutionsthematik und die damit einhergehenden Unruhen verarbeitet, sie spiegeln sich auch in der Ausstellungsgestaltung wider. Eine neben dem Sockel liegende Kaiserbüste stellt eindrucksvoll den Kaisersturz dar, während eine überlebensgroße Postkartenreproduktion zeigt, wie auf dem Balkon des Bremer Rathauses eine Fahne geschwungen wird, die nachträglich rot eingefärbt wurde. Ganz bewusst kommen so in der Ausstellung Symbole zum Einsatz, die die Thematik visuell stützen.

Dieser Ansatz wird durch im Raum verteilte Trümmerstücke und blaue Barrikaden fortgesetzt. Genau diese sind es jedoch, die einen die Gestaltung der Ausstellung überdenken lassen. Mit ihnen verschmelzen Gestaltung und Inhalt, denn sie dienen als Träger der Ausstellungstexte. Diese im Grunde spannende Idee offenbart jedoch schnell ihre Probleme und bietet eine Antwort, weshalb sich die Anzahl der Sprachen reduziert haben möge: Sie bieten nicht genug Platz, um vier Sprachen unterzubringen. Doch bedeutet diese Einschränkung nicht, dass sich die verbliebenen Texte gut lesen ließen. Auch hier zeigt sich der Platz als großes Problem: Die Textgröße ist am Rande der Lesbarkeit, besonders sollte die Ausstellung gut besucht sein, da durch die Anbringung auf den Barrikaden nur eine beschränkte Sichtweite der Texte gegeben ist.

Die Ausstellungsgestaltung führt sogar soweit, dass die blauen Barrikaden vom gestalterischen Element zur bitteren Realität werden: Hinter ihnen stehende Vitrinen mit Ex-

ponaten sind für Rollstuhlfahrer*innen und Kinder kaum einsehbar. An eine Betrachtung aus unterschiedlichen Perspektiven wurde scheinbar nicht gedacht.

Drei Ausstellungen unter einem Titel

Der zweite Ausstellungsteil findet sich in einem weiteren Raum, der optisch und inhaltlich mit dem Vorherigen bricht. Das Revolutionsthema ist abgeschlossen, es folgen die 1920er-Jahre. Ausgestellt sind Gegenstände der urbanen Stadtkultur, so findet sich von Besteck bis zum eleganten Abendkleid, sogar ein kleines Kino in dem „Metropolis“ gezeigt wird, sowie ein Modell der Bremen IV., die zu ihrer aktiven Zeit das „Blaue Band“ für die schnellste Atlantiküberfahrt erhielt. Leider ist die Farbe Blau, zumindest kommt dieser Eindruck auf, das einzige verbindende Element der beiden Ausstellungsräume, neben den auch hier äußert klein geratenen Ausstellungstexten, die mal über, mal unterhalb einer angenehmen Blickhöhe angebracht sind. Bevor Besucher*innen den letzten Raum der Ausstellung besuchen können, führt der Weg über die Anfänge des Nationalsozialismus, durch die Dauerausstellung des Focke Museums. Im letzten Ausstellungsteil findet sich eine Darstellung des kolonialen Erbes Bremens, anhand diverser Denkmäler und deren Umbenennungen. Hier können Besucher*innen selbst aktiv werden und ihre Ansicht und Meinung dazu notieren. Durch die, vermutlich nicht anders umzusetzende, doch ungünstige Lage dieses finalen Abschnitts, festigt sich schlussendlich der Eindruck nicht miteinander verbundener Ausstellungsabschnitte: Verbunden lediglich durch die Farbe Blau. Ein blaues Band, aber kein roter Faden.

Sonderausstellung: Experiment Moderne. Bremen nach 1918.
14.10.2018–02.06.2019 im Focke Museum Bremen

Gegenüberstellung der ambivalenten Moderne geglückt?

von Annika Toschka

Die Idee

Die derzeitige Sonderausstellung im Focke-Museum beschäftigt sich mit dem Zeitraum nach 1918 in Bremen und verfolgt dabei das Ziel die „[...] Folgen des Ersten Weltkriegs über die Zeit der Revolution sowie Glanz und Elend der 1920er Jahre bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933[...]“ darzustellen. In diesem Zusammenhang greift das Museum besonders auf „eindrückliche Objekte“ zurück, um die Ambivalenz der Moderne und der Zwischenkriegszeit anschaulich abzubilden.

Eine durchaus ambivalente Ausstellung

Die Sonderausstellung beginnt mit einer einleitenden Informationstafel in vier verschiedenen Sprachen. Allerdings wird die Mehrsprachigkeit im weiteren Verlauf nicht fortgeführt. In einem Vorraum wird den Besucher*innen eine Schiffsmodellexposition und Zeitungsausschnitte des Ersten Weltkriegs, die diesen verherrlichen wollen, präsentiert. Daraufhin führt eine Treppe in die eigentliche Ausstellung. Dieser Übergang ist wegen der fehlenden Barrierefreiheit ein Problem. Gäste, die auf eine barrierefreie Führung im Focke-Museum angewiesen sind, können diesen Teil nicht passieren. An der Treppenwand hängen Todesanzeigen von gefallen Soldaten behangen und im Hintergrund werden originale Feldbriefe vorgelesen.

Nach diesem interessanten, aber ebenso bedrückenden Treppenaufgang, gelangen die Besucher*innen in den ersten Ausstellungsraum (Revolution und Gegenrevolution), welcher sich chronologisch gliedert. Hier wird die Zeit zwischen 1918 und 1923 betrachtet. Die Exponate, Bild- und Audiodokumente dienen zur besseren Veranschaulichung der Novemberrevolution, der Bremer Räterepublik bis zur Inflation 1923.



Beispiel einer barrikadenähnlichen Informationstafel, in Deutsch und Englisch [22.11.2018].

© Annika Toschka

Die Kurator*innen (Dr. Jan Werquet, Dr. Karin Walter, Dr. Bora Aksent, und David Pfeffer) verwendeten in der Umsetzung einige kleine Bilder und Texte, die auf eine Art Barrikaden gedruckt sind. Interessant ist dabei, dass im gesamten ersten Teil der Ausstellung überall Quader verteilt sind, die offensichtlich das Chaos und die Trümmer der Zeit verdeutlichen sollen. Diese könnten die Besichtigung eventuell stören und nicht ganz eindeutig in ihrer Bedeutung für die Besucher*innen sein. Auf der farblichen Ebene ist die Inszenierung der Objekte hauptsächlich in Rot, Blau und Weiß gehalten, was zu einer besseren Strukturierung

beiträgt. All diese Aspekte sollen den Gästen im Museum zur Orientierung dienen und das Erlebnis erfahrbarer machen.

Im zweiten Ausstellungsberiech (Glanz und Elend der Goldenen Zwanziger Jahre (1925-1933)), welcher eher thematisch gegliedert ist, wird den Besucher*innen die moderne Phase durch zeitgenössische Kunst, Alltagsgegenstände, Kleider und Kinos vermittelt. Dadurch wird erstmals eine Art Ambivalenz thematisiert und ein eher glückliches Leben in der Moderne beschrieben.

Weiter hinten in dem Vorstellungsraum tritt jedoch eine dunklere Zeit in den Vordergrund. Die NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) gelangt an die Macht und die unbeschwerete Zeit der Moderne tritt in den Hintergrund. Mit einem letzten kleinen Abschnitt, welcher als Besucher*in schnell zu übersehen ist, wird durch Bremer Denkmäler an die Kolonialzeit erinnert.



Plakate von Sozialdemokraten und Nationalsozialisten kurz vor der Machtergreifung der NSDAP [21.11.18].
© Annika Toschka

Ziel tritt durch die Masse an Informationen in den Hintergrund

Die Kurator*innen versuchen durch unterschiedliche Inszenierungsmöglichkeiten, wie verschiedene Farb- und Lichteffekte oder „spektakuläre Originalobjekte und eindrucksvolle Rauminszenierungen, eine ebenso spannungsgeladene wie bewegte Epoche wiedererstehen [zu lassen]¹. Trotzdem wird den Besucher*innen die Intention der Darstellung erst spät deutlich, wodurch die vielen Inhalte schwer zu erfassen sind. Hier wäre eine Fokussierung auf bestimmte Themenbereiche hilfreich gewesen, um auch die gewünschte Ambivalenz der Moderne genauer zu erläutern. Das Buch zur Sonderausstellung bietet eine orientierende Einführung in das Thema und ist auch im Museum als Hilfe an einigen Orten ausgelegt. Als Gast, der sich mit der Thematik schon vorher auseinandergesetzt hat, wäre es hilfreich die Ausstellung ohne einen Führer*in zu besuchen, um die Zusammenhänge konzeptionell besser zu erfassen und nicht in der Fülle von Informationen unterzugehen.

Abschließend lässt sich also sagen, dass das Ziel einer Gegenüberstellung der ambivalenten Moderne nur teilweise geglückt ist, die Ausstellung an sich jedoch an einigen Stellen Ambivalenzen aufzeigt.

1 <https://www.focke-museum.de/was-ist-los/experiment-moderne/> (12.12.18)

In Europa nichts Neues? Von Geschichtsvermittlung und Gegenwart

von Janine Bergmann

100 Jahre Ende des Ersten Weltkriegs. Eine Vergangenheit, dessen Geschichte viele Gesichter hat. Die ‚Urkatastrophe des 20sten Jahrhunderts‘ ging zumindest im deutschen Raum mit der Novemberrevolution und der in Versailles statuierten Kriegsschuld einher. Trotz Christopher Clarks gutfundierter Schlafwandel-Metapher,¹ dominiert noch heute in weiten Teilen der deutschen Gesellschaft ein Unrechtsempfinden. Umso spannender ist die Frage, welche Geschichte der Öffentlichkeit anlässlich dieser Jährung zugeführt wird. Wie wird diese durch die Geschichtsvermittlung aufbereitet?

Beantwortet werden diese u.a. durch die musealen Inszenierungen, Theaterproduktionen und Dokumentarfilmen von den Geschichtsvermittlern. Ob diese das Erinnern, das Lernen oder die Selbstbestätigung forcieren, hat unweigerlichen Einfluss auf das Geschichtsbewusstsein und damit auch auf den Prozess der Identitätsfindung und das kollektive Selbstbild. Folglich vermittelt sie zwischen Gegenwart und Geschichte. Wann aber glückt die Vermittlung von Geschichte? Wann bricht der intendierte Dialog ab? Wird gar zum Monolog?

Unter denen dieses Thema aufgreifenden Institutionen im Raum Bremen, nehmen drei den Blick auf das Ende des Ersten Weltkriegs als Ausgangslage für die Umbrüche in Politik und Gesellschaft vor Ort. Sie fokussieren die Erinnerungsjahre 2018 und 2019 im Kontext der Regionalgeschichte.

Der Erste Weltkrieg im Spiegel Bremens

Weniger überraschend scheint dies im hiesigen Focke-Museum, das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. Dessen Sonderausstellung, die noch bis zum 2. Juni 2019 zu besuchen ist, nimmt das Experiment Moderne in Bremen nach 1918 bis hin zur Weimarer Republik, dessen Zerfall und den Beginn des Nationalsozialismus in den Blick. Nicht der Weltkrieg, der als europäischer Großkrieg begann,² sondern dessen regionaler Nachhall steht hier im Fokus. Indes finden auch die Gegebenheiten außerhalb Bremens wenig Einzug. Wer sich Geschichte als ein Licht vorstellt, welches zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort angeschaltet wird und dennoch nur einen Teil des Bildes beleuchten kann, dem wird die Brisanz deutlich. Umso heller und vielfacher dieses Licht scheint, desto mehr Einsicht können wir erhalten — wenn auch nie ganz.

Bei der Vermittlung eines Themas wie dem Ersten Weltkrieg sollten überregional Lichter aufgehen. Den Essay-Preis im Jahr 2018 erhielt die Sozial- und Wirtschaftshistorikerin Laetitia Lenel mit ihrem Plädoyer zur Verantwortung der Geschichtswissenschaft, in dem sie den polyphonen Ansatz in einer Zeit von Populismus, Fake-News und Massenmedien hervorhebt. Lenel ruft Historiker*innen auf, hochzuhalten „das [was] das historische Denken, Forschen und Schreiben einzigartig macht: den Versuch, verschiedene Perspektiven und Wahrheiten freizulegen und zur Sprache zu bringen“³.

1 Vgl. Clark, C.: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. 4. Aufl., München 2013.

2 Vgl. Förster, S.: Vom europäischen Krieg zum Weltkrieg. In: Hirschfeld, G./ Krumeich, G./ Renz, I. (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. 2. Aufl., Paderborn 2014.

3 Lenel, L.: As He Lay Dying. Vom Problem der Wahrheit in der Geschichte. In: WerkstattGeschichte, 78 (2018), S. 79.

Nur knapp 70 Kilometer nördlich von Bremen, im Raum Bremerhaven, wird ein ähnlich regionaler Schwerpunkt in der Geschichtsvermittlung gesetzt. Zwar wurde in der Sonderausstellung „KRIEGSsgefangen OHNMACHT SEHNSUCHT 1914-1921“ des Deutschen Auswandererhauses die personifizierte Geschichte eines Hamburger Kriegsteilnehmers aufbereitet, doch wird wiederholt der transnational-grenzüberschreitende Kontext von (Zwangs-)Migration nicht ferner beleuchtet. Die erlebte Zwangsmigration des deutschen Oberoffiziers durch Russland wird hauptsächlich mittels historischer Quellen erfahrbar. Doch weder findet die russische Perspektive Einzug, noch werden die standort- und zeitgebundenen Aussagen kontextualisiert. Ist dies allein mit den Zwängen der Ausstellungsdidaktik zu begründen? Und wie wirkt sich das Verharren in der deutschen Perspektive eines bestimmten Gesellschaftsteils auf die Adressat*innen aus? Nicht alleinig Kosellecks Veto-Recht der Quellen, auch ihre Kontextualisierung wahren wir als Historiker*innen.⁴ Um Vergangenheit einzusehen und deutbar zu machen, muss die Interdependenz austariert werden. Wenn die historischen Quellen ein Feindbild aus den Begriffen Bolschewismus und Russen kreieren, werden Abgrenzungsmechanismen geschürt. Diese De-kontextualisierung durch Monoperspektivität stärkt einen aktuellen Gesellschaftstrend: Im vom Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichneten Werk „Der europäische Traum“ führt Aleida Assmann, mit dem A.H.-Heineken-Preis für Geschichte prämierte, emeritierte Professorin der Universität Konstanz, aus, wie sich mit der derzeitigen passiven Migrationsbewegung neue Grenzregime in Europa aufbauen und weiter befestigen.⁵ Der schulisch-didaktische Ableger der Geschichtsvermittlung spricht von Schüler*innenorientierung, wenn die Adressat*innen und ihre Gegenwart in das Vermittlungsvorhaben eingedacht werden. Obgleich Regionalität als allgemein-gesellschaftlicher Impuls beispielsweise auch in der Lebensmittelindustrie zu finden ist, bedarf es mehr Weitsicht seitens der Geschichtsvermittlung.

Geschichtsvermittlung und die Gegenwart

Nach den Adressat*innen zu fragen, wird also vor allem vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Lage von Bedeutung. In Zeiten von Brexit und national-populistischen Tendenzen in Europa listet die Statistik der NGO „Freedom House“ einen merklichen Wandel von freien zu eingeschränkten Demokratien.⁶ Warum meiden Geschichtsvermittler*innen die Erinnerungen der gemeinsamen, europäischen Vergangenheit und schüren stattdessen regionale Themen und verpassen sogleich die Chance, Geschichte in ihrer Plastizität und Verflechtung anzusprechen? Nach Lenel macht genau dies die gesellschaftlich engagierte Geschichtswissenschaft aus: Polyperspektivität.⁷ Diese eignet sich, sofern Assmanns europäischer Traum herangezogen wird, gerade im Erinnern der gemeinsamen, europäischen Geschichte: „Der europäische Traum ist [...] eine Antwort auf den Alptraum von Krieg, Zerstörung und Menschheitsverbrechen und beruht auf der Überzeugung, dass die europäischen Staaten gemeinsam in der Lage sind, diese Vergangenheit zu überwinden und die wachsenden Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft zu bestehen“⁸.

4 Vgl. Koselleck, R.: Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: ders./Wolfgang J. Mommsen/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Objektivität und Parteilichkeit (= Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik; Bd. 1)*, München 1977, S. 45 f.

5 Vgl. Assmann, A.: *Der europäische Traum. Vier Lehren aus der Geschichte*. München 2018, S. 73.

6 Vgl. <https://freedomhouse.org/report/freedom-world/freedom-world-2018>. [Letzter Zugriff 10.01.2019]

7 Vgl. Lenel, L.: *As He Lay Dying*, S. 80.

8 Vgl. Assmann, A.: *Der europäische Traum*, S. 77f.

Was unter Aufgreifen aktueller Kontroversen und Polyperspektivität verstanden werden kann, zeigt das dritte Bremer Fallbeispiel: das deutschlandweit einmalige Projekt ‚Aus den Akten auf die Bühne‘ mit der szenischen Lesung „Revolution 1918/1919 in Bremen: Das ganze Deutsche Reich steht heute gegen uns.“. In Kooperation zwischen der Universität Bremen und dem ansässigen Shakespeare Theater werden seit 2007 historische Originaldokumente von Studierenden recherchiert und für den Begleitband mit Artikeln versehen. Das Ziel der Gegenwart einen Vergangenheitsbezug zu verleihen,⁹ schafft es allerdings nicht, das Thema der Bremischen Räterepublik über den regionalen Kontext auszuweiten. Die Lesung verzichtet vorsätzlich auf Kontextualisierung der Originaldokumente, deren Sprache unweigerlich Zeit- und Standortgebundenheit in ihren Exklusionsmechanismen aufweisen.

Hingegen rief das European Balcony Project nahezu deutschlandweit im November zum 100. Jahrestag des Endes des Ersten Weltkriegs die Europäische Republik aus und weisen in ihrem Manifesto auf die Menschen- und Bürgerrechte hin.¹⁰ Auch Assmann hebt Europa als transnationalen Verbund hervor, in dem die Machtzentralisierung des Nationalstaats gebrochen wird und somit dem Menschen seine unveräußerlichen Rechte in den Bürgerrechten garantiert werden kann¹¹— eine Gegebenheit, die vor dem Hintergrund aktueller Migrationsdebatten Präzedenzlosigkeit aufweist.

Vergangenheit wird zu Geschichte durch die Beleuchtung der Verbindungen: bestehende Verflechtungen mit anderen Völkern, Gesellschaftsschichten und Perspektiven als eine Gelegenheit anvisieren, um auch aktuelle Diskurse durch das intendierte Erinnern zu stimulieren. Nach Assmann benötigt die Erinnerungskultur dialogischen Charakter, da in der „EU [...] die nationalen Gedächtnisse [...] nicht mehr in Isolation [existieren], sondern [...] mit denen der Nachbarn untrennbar verbunden“ sind.¹² Um aus der Geschichte zu lernen, braucht es Plastizität. In diesem Sinne stehen auf der Website „100-jahre-erster-Weltkrieg“ die Worte Jean-Claude Junckers aus dem Jahr 2008: „Wer an Europa zweifelt, wer an Europa verzweifelt, der sollte Soldatenfriedhöfe besuchen! Nirgendwo besser, nirgendwo eindringlicher, nirgendwo bewegender ist zu spüren, was das europäische Gegeneinander an Schlimmstem bewirken kann.“¹³

9 Vgl. Schöck-Quinteros, E./ Schröder, U./ Glanert, J. (Hg.): Revolution 1918/19 in Bremen. „Das ganze Deutsche Reich steht heute gegen uns.“ In: Aus den Akten auf die Bühne, Bd. 14, Bremen 2018, S. 381.

10 Vgl. Hanssen, F.: Die Ausrufung der Republik. In: Tagesspiegel, 10.11.2018. Web. <https://www.tagesspiegel.de/kultur/kunst-und-politik-die-ausrufung-der-republik/23618160.html> ; Für weitere Information siehe: The European Balcony Project. Web. <https://europeanbalconyproject.eu/en/manifesto>. [Letzter Zugriff: 10.01.2019]

11 Vgl. Assmann, A.: Der europäische Traum, S. 66ff.

12 Vgl. ebd., S. 52.

13 Juncker, J.-C.: Zitation von Internet-Quelle. Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., online in: <https://www.100-jahre-erster-weltkrieg.eu/home.html>. [Letzter Zugriff: 10.01.2019].

„Irgendwo zwischen Disneyland und Universität“ – Eine Betrachtung der Living History

von Dennis Erigsohn

Steigende Bildung und anwachsende Lebensstandards haben Entwicklungen hervorgebracht, die vor hundert Jahren noch undenkbar waren. Geschichte ist nicht länger nur in elitären Kreisen, sondern in allen Schichten verankert. Sei es der Handwerker, der auf Mittelaltermärkten Schwerter schmiedet oder der Zahnarzt, der einmal im Jahr die Schlacht um Gettysburg nachspielt. Geschichte hat längst Einzug in den Mainstream gehalten, sehr zum Leidwesen vieler Fachwissenschaftler*innen. Von der „elitären“ Seite werden immer wieder Stimmen laut, wie schädlich diese „Mickey Mouse History“¹ doch für das Geschichtsverständnis sei. Warum es sich bei dieser Meinung allerdings nur um die ängstlichen Stimmen in ihrer eigenen Zeit feststeckender Männer und Frauen handeln kann, wird im Folgenden erörtert.

Living History als Treffpunkt der „Hobby-Historiker*innen“

Bei Living History handelt es sich um einen Sammelbegriff, der alle Formen vereint, in welchen Geschichte „zum Leben erweckt“ wird. Dies umfasst beispielsweise Reenactment-Gruppen, Mittelaltermärkte und -feste sowie verschiedenste Geschichtstheaterarten. Was hierbei jedoch ein großes Problem für einige Fachwissenschaftler*innen darstellt, ist, dass diese Veranstaltungen nicht von ausgebildeten Historiker*innen organisiert werden. Im Gegenteil, die meisten Formen von Living History beruhen auf der Arbeit von geschichtsinteressierten Laien, die ihr Hobby mit anderen Menschen teilen möchten.

Dass diese fachfernen Personen es wagen, in die heilige Geschichtswissenschaft einzutauchen und damit auch noch Erfolg haben, ist für einige Fachwissenschaftler*innen schwer zu akzeptieren. Anschaulichkeit sei nur auf Kosten der Qualität zu erreichen, eine Zentrierung auf den Zuschauer verwässere das Geschichtsbild. Dazu handle es sich bei der Living History um einen Treffpunkt von „Hobby-Historiker*innen“, der sich mit Themen beschäftige, die ohne eine hinreichende Ausbildung nicht verstanden werden könnten. Kurz gesagt, einige Fachwissenschaftler*innen stehen der Living History sehr kritisch gegenüber. Zugegebenermaßen sind einige dieser Bedenken nicht vollkommen unbegründet. Es muss jedoch die Frage erlaubt sein, warum es schlecht sein soll, dass sich Menschen außerhalb der Universitäten für die Inhalte unseres Faches interessieren. Denn auch die Living History Szene hat Qualitätsstandards, welche für größere Events definitiv eingehalten werden.

„Living History gaukelt historische Wahrheit vor“

Diese Qualitätsstandards beziehen sich auf vier Kernelemente. Das erste Merkmal ist die materielle Authentizität, also Requisiten, Kostüme und Bühnenbilder. Das Ziel ist

¹ Wolfgang Hochbruck: *Geschichtstheater. Formen der „Living History“*. Eine Typologie, Transcript Verlag, Bielefeld 2013, S.25.

es, Darstellungen von Geschichte zu schaffen, die möglichst nah an der historischen Realität orientiert sind. Der zweite Standard ist das Fachwissen. Living History basiert immer auf einer historischen Grundlage; es handelt sich nie um vollkommen frei erfundene Events; es muss ein fachwissenschaftlicher Kern vorhanden sein. Das dritte Element ist das pädagogische Konzept hinter der Veranstaltung. Living History geht es im Kern um Geschichtsvermittlung für ein möglichst breites Publikum. Zuletzt ist die darstellerische Befähigung von Bedeutung, so muss auch immer der Unterhaltungsfaktor bedacht werden, Anschaulichkeit ist ein festgeschriebenes Prinzip der Living History.² Für die Fachwissenschaftler*innen stellen die ersten zwei Kernelemente ein Problem dar: Laien hätten weder das Fachwissen noch Zugang zu materieller Authentizität, weshalb Living History selbst keinen Mehrwert habe. Im Gegenteil, Living History sei aufgrund des gesetzten Bildungsauftrages sogar schädlich. Diese Kritik bezieht sich auf die Vermischung von Quelle und Darstellung, die dafür Sorge, dass historische Wahrheit vorgegaukelt werde.³ Allerdings zeugt gerade dieses Argument von Unwissen seitens der Fachwissenschaftler*innen und nicht seitens der „Hobby-Historiker*innen“. Denn keine Living History Vorstellung behauptet von sich, eine Quelle zu sein. Natürlich kann es sich immer nur um Darstellungen handeln und nie eine Beschäftigung mit den alten Texten ersetzen. Gerade das ist die große Stärke der Living History. Diese bietet nämlich durch ihre darstellerische Freiheit einen breiteren Zugang zur Geschichte als herkömmliche Methoden der Geschichtsvermittlung. Statt die Augen vor der Living History zu verschließen, sollte es das Ziel sein, diese Laien mit dem nötigen Fachwissen zu unterstützen.

„Ich habe diesen Bereich studiert, so muss das aussehen und nicht anders...“

Einige Museen haben sich inzwischen der Living History geöffnet und auch von den Universitäten gibt es vereinzelt Interesse an Kooperationen mit Laien. Trotzdem gibt es weiterhin eine Menge Reibungen in Bezug auf die Umsetzung der Living History. So hat der Historiker oft andere Vorstellungen als der Laie, was die Gewichtung der Standards angeht. Während der „Hobby-Historiker“ zumeist einen Hang zur Überdramatisierung und Stilisierung hat, verliert der Fachwissenschaftler manchmal den Unterhaltungsfaktor außer Augen – ein nicht so leicht zu lösender Konflikt zwischen künstlerischer Freiheit und historischer Authentizität.

Ein Beispiel dafür ist die neueste Aufführung des Projektes „Aus den Akten auf die Bühne“. Dabei handelt es sich um eine Kooperation der Shakespeare-Company mit dem Fachbereich Geschichte der Universität Bremen. Die Student*innen erarbeiten in einem dafür eingerichteten Modul Quellen aus dem Bremer Archiv zu einem bestimmten Thema. Diese Originaldokumente werden daraufhin von den Schauspieler*innen zu einer szenischen Lesung verarbeitet. Problematisch ist an diesem Vorhaben, dass die künstlerische Freiheit durch die Quellen stark eingeschränkt wird. Wenn die Quellen keinerlei Dramatik liefern, wird das Stück automatisch langweilig. Bei so viel „History“ wird teilweise das „Living“ vergessen – wie bei der letzten Inszenierung dieses Projekts. Dass „Aus den Akten auf die Bühne“ mit vorherigen Aufführungen allerdings

2 Wolfgang Hochbruck: *Geschichtstheater. Formen der „Living History“*. Eine Typologie, Transcript Verlag, Bielefeld 2013, S.30f.

3 Berit Pleitner: *Living History*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 52, Friedrich Verlag, Seelze 2011, S.229.

einige Auszeichnungen erhalten hat, zeigt, dass die Kooperation zwischen Laien und Expert*innen immer einen Drahtseilakt darstellt, der bei Gelingen äußerst fruchtbare Ergebnisse liefern kann.

Living History als „notwendiges Übel“

Auch Fachhistoriker*innen können sich den momentanen Entwicklungen unserer Gesellschaft nicht verschließen. Die Anzahl historischer TV-Serien ist stark angestiegen und Mittelaltermärkte erfreuen sich großer Beliebtheit. Währenddessen werden Museen in weiten Teilen Deutschlands noch immer als langweilige und veraltete Kulturhäuser angesehen, die „eher was für alte Menschen“ sind. Living History sollte daher auch als ein Wirtschaftsfaktor betrachtet werden. Zahlende Zuschauer*innen in den Theatersälen und Museen bieten die Möglichkeit, Gelder für weitere historische Überreste und Schriften zu erwirtschaften, die Geschichte am Leben zu erhalten. Living History hat ein hohes Potenzial zur Begeisterung der Bevölkerung. Es wäre ein Fehler, diese Strahlkraft zu verschenken.

Zeitreise ohne Zeitkapsel? Die Zukunft der Museen: Kampf um Relevanz und Besucher

von Jona Gieschen

Im Mittelpunkt historischer Forschung steht der Mensch in der Vergangenheit. Diesen in der Gegenwart zu erreichen, bereitet der Geschichtswissenschaft immer wieder Schwierigkeiten. Auch in der Zukunft wird es eine große Herausforderung für Historiker und Historikerinnen sein, ihre wissenschaftlichen Ergebnisse, größeren Teilen der Bevölkerung zu vermitteln. Ein Problem dabei ist, dass die Forschungsergebnisse von Geschichtswissenschaftlern und Geschichtswissenschaftlerinnen in oft nur kleinen Auflagen veröffentlicht werden. Die Diskussion erfolgt dabei hauptsächlich durch ein Fachpublikum. Eine Zusammenfassung für interessierte Laien oder solche, die es werden könnten, bleibt selten. Was nicht zuletzt daran liegt, dass populärwissenschaftliche Literatur nicht in allen Teilen der Forschung hoch angesehen ist.

Neben der rein schriftlichen Vermittlung von Wissen über die Vergangenheit gibt es weitere Möglichkeiten. In diesem Fall sind die im universitären Kontext arbeitenden Historiker und Historikerinnen auf Unterstützung von außerhalb angewiesen. In der Schule übernimmt der Geschichtslehrer oder die Geschichtslehrerin die Rolle des Vermittlers oder der Vermittlerin. Im Museum konstruieren die Kuratoren und Kuratorinnen Ausstellungen, um die Vergangenheit erfahrbar zu machen. Auch Theater und Film sind in der Lage Geschichtsbilder zu erzeugen und zu transferieren. Gerade im Bereich des Films wachsen die Möglichkeiten und die Wirkmächtigkeit mit der fortschreitenden Digitalisierung. Filmische Interpretationen vergangener Ereignisse und Persönlichkeiten erreichen dabei ohne Zweifel die meisten Menschen. Dass solche Werke nicht immer authentisch sind bzw. sein wollen steht außer Frage. Wie verhält es sich mit einer der klassischen Formen des geschichtlichen Wissenstransfers: Dem Museumsbesuch.

Das Museum als Ort der Geschichtsvermittlung

Neben dem Geschichtsunterricht in Schulen bilden Museen die maßgebliche Institution, bei der Vermittlung zwischen der Vergangenheit und dem Menschen der Gegenwart. Das Alter dieser kulturellen Einrichtung führt dabei zu gewissen Schwierigkeiten. Aktuell sind die Besucherzahlen noch stabil und steigen sogar teilweise.¹² Im Rahmen des technologischen Fortschritts, sehen sich Museen allerdings mit immer neuen Herausforderungen konfrontiert. So lässt sich Geschichte in der heutigen Zeit leicht in den eigenen vier Wänden erfahren. Filme und Serien zu historischen Themen gibt es in großer Zahl. Wer abseits davon etwas lernen will, schaut auf Wikipedia nachschlagen oder YouTube nach. Dank der Digitalisierung ist die Zeitreise von zu Hause aus schnell unternommen und der Rückweg umso kürzer. Welche Anreize können also Kuratoren und Kuratorinnen historischer Museen setzen, um potenzielle Besucher aus dem Haus zu locken? Ein wichtiger Aspekt wird dabei die vermehrte Nutzung audiovisueller Elemente in den Ausstellungen sein, um so den klassischen Museumsbesuch aufzuwerten. Die Weiterentwicklung musealer Konzepte ist damit eine wichtige Aufgabe für die

1 Helmers, Boris: Museums-Besucherzahlen: Bremerhaven ist Spitzenreiter, online in: <https://www.butunenbinnen.de/nachrichten/wissen/museen-im-land-bremen100.html>, 14.02.2018, (Stand: 17.01.2019).

2 Mit Blick auf den allgemeinen Stand der Museen in Deutschland: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/37304/umfrage/besuchszahlen-in-deutschen-museen-seit-1998/>, (Stand: 17.01.2019). Details zur Statistik sind kostenpflichtig, weshalb die Daten nur unter Vorbehalten zu verwenden sind.

Gegenwart und Zukunft. In einigen Institutionen wurde bereits mit dem Ausbau der Programme begonnen. Im Mittelpunkt steht dabei Relevanz und Interesse, in der Gesellschaft zu erhalten und auch neu zu generieren. Wie diese Entwicklungen aussehen und wie mit den neuen technologischen Möglichkeiten umgegangen wird, zeigen zwei Beispiele aus dem Bremer Raum.

Besuch im Focke-Museum und dem Deutschen Auswandererhaus

Dabei handelt es sich um ein Ausstellungsexperiment des Deutschen Auswandererhauses in Bremerhaven, mit dem Titel „KRIEGSgefangen OHNMACHT SEHNSUCHT 1914-1921“ und um eine Sonderausstellung des Focke Museums unter dem Titel „Experiment Moderne. Bremen nach 1918“. Das Jahr 1918 markiert dabei einen Dreh- und Angelpunkt beider Ausstellungen, um den sie herum aufgebaut wurden.

Das Deutsche Auswandererhaus hat im Zuge seiner Teilnahme an dem Verbundprojekt *museum4punkt0* ein Konzept ausgearbeitet, das eine herkömmliche Ausstellung mit Virtual Reality verbindet. Zu diesem Zweck wurde ein separater Versuchsraum geschaffen. Darin können die Besucher, wie gewohnt, Exponate und dazugehörige Texttafeln betrachten. Hinzu kommt die Nutzung von VR-Brillen. Die Probanden gehen dafür in einen eigens eingerichteten Raum. Dort werden die Brillen aufgesetzt und Bilder gezeigt, die von einer Tonspur begleitet werden. Der Rahmen ist dabei verhältnismäßig klein, da es sich um ein Ausstellungsexperiment handelt. Die Sonderausstellung im Focke Museum ist dagegen größer angelegt und eher klassisch aufgebaut. Sie besteht hauptsächlich aus Exponaten in Form von Bildern, Plakaten und Konsumgütern, aus der Zeit zwischen 1918 und 1933 sowie dazugehörigen Texttafeln. An manchen Stellen erfolgt eine Anreicherung durch audiovisuelle Angebote. So wird z. B. ein zeitgenössischer Film in einem kleinen Vorführraum gezeigt. Beide Häuser versuchen, neue Konzepte zu entwickeln und Ausstellungen für Besucher interessant zu gestalten. Die Ansätze unterscheiden sich dabei: Durch die Teilnahme am Projekt *museum4punkt0* erhält das Auswandererhaus Fördergelder von der „Stiftung Preußischer Kulturbesitz“, die federführend daran mitwirkt. Dabei geht es explizit darum, neue Technologien zu nutzen, um den Museumsbesuch grundlegend zu verändern und neue Zielgruppen zu erreichen.³ Das Focke Museum legt den Fokus weniger auf Virtual Reality oder 3D-Modellierungen, sondern auf ein besonderes Ausstellungskonzept. Der Aufbau unterteilt sich in zwei Abschnitte. Der erste ist chronologisch geordnet, während der zweite nur einen bestimmten Zeitraum umfasst. Hinzu kommt die Verwendung von Barrikaden, im vorderen Teil der Ausstellung als prägendes Element. Im zweiten Teil fehlt eine ähnlich dominante Struktur. Das Konzept wirkt deshalb inkonsequent und hemmt eher den Wissenstransfer, als dass es der Ausstellung zuträglich ist. Aber auch die Ausstellung im Auswandererhaus weist trotz oder gerade wegen des Versuchs, neue Technologien zu nutzen, gewisse Schwierigkeiten auf. Die mit den VR-Brillen gezeigten Bilder sind unscharf und die Bedienung funktioniert nicht einwandfrei. Dadurch wirkt der Einsatz gezwungen und unausgereift.

³ Faulstich, Silvia (Verantwortliche für den Internetauftritt/Redaktion): Über uns, online in: <https://www.museum-4punkt0.de/ueber-uns/>, (Stand: 17.01.2019).

Fazit

Zum einen ist es wichtig für die Museen den Schritt in Richtung neue Technologien zu machen. Auch wenn die Konzepte noch nicht ganz ausgereift sind, ist es doch wichtig, dass solche Vorhaben fortgeführt und weiterentwickelt werden. Ob andere kulturelle Einrichtungen oder die eingangs erwähnten Unterhaltungs- und Bildungsmöglichkeiten - die Optionen für potenzielle Besucher sind quasi unbegrenzt. Deshalb sind Projekte wie *museum4punkt0* bedeutend, um die Relevanz der Museen in den kommenden Jahrzehnten zu gewährleisten. Auch neue Ausstellungskonzepte, die sich durch besondere Aufbauten oder Komposition der Exponate auszeichnen, sind ein Schritt in Richtung Zukunft. Im Focke-Museum und im Deutschen Auswandererhaus wurde versucht diesen Weg zu gehen. Die Idee ist gut, aber in der Umsetzung muss sich noch einiges verbessern. Am Ende dieser Entwicklung stehen hoffentlich, für die Zukunft gewappnete Museen: Institutionen, die dazu beitragen, die Ergebnisse historischer Forschung an ein größeres Publikum zu vermitteln.

Geschichte könnte so spannend sein

von Jan Kruse

In den letzten Jahren jährten sich wieder viele Ereignisse. Ende der zwei Weltkriege, Gründung von BRD und DDR, ‚1968‘. Unzählige Ausstellungen schossen aus dem Boden, Veröffentlichungen überschwemmen den Büchermarkt, Gedenktage begleiteten die Berichterstattung. Doch können solche künstlichen Scheinwerfer der Erinnerung die Vergangenheit nachhaltig und produktiv in die Gegenwart transportieren? Fördern sie Auseinandersetzung, bewirken sie gar Interesse?

Glaubten Sie in letzter Zeit auch, vielleicht zu desinteressiert oder zu beschäftigt zu sein, um all die Ausstellungen zu besuchen, all die Bücher zu lesen oder all die Reden anzuhören, die das öffentliche Bild immer wieder präg(t)en?

Ich gebe es unumwunden zu und kann mich des Gefühls nicht erwehren, einen Frevel begangen zu haben. Doch gleich darauf stelle ich mir die Frage nach dem Nutzen, wenn ich einen Großteil dessen in mich aufgesogen hätte.

Bildung könnte eine mögliche Antwort sein. Interesse ebenso. Oder schlicht das Gefühl, sich bei der Teilnahme am Bildungsdiskurs gut zu fühlen.

Diese Argumente und ihre Zugkraft hängen natürlich immer mit den persönlichen Vorlieben zusammen, ob Geschichte ein Feld des Interesses ist oder nicht. Sicherlich spielt auch das Wie hinein, also jener Ton, der bekanntlich die Musik macht.

Handelt es sich beispielsweise um eine publikumswirksame und einfallsreiche Ausstellung zur Novemberrevolution von 1918? Oder liest sich das Buch zum siebzigjährigen Geburtstag der Bundesrepublik leicht und doch informativ? Konnte der Referierende zu ‚1968‘ durch eine lebhaft und klare Sprache brillieren?

Diese Fragen bilden den zweiten Grundpfeiler der Debatte um die Partizipation im Heute. Schließlich können auch Desinteressierte einen Zugang zur Geschichte finden, wenn sie nur auf ansprechende Gestaltung und den Gedanken des Kuratierenden oder Schreibenden oder Redenden treffen, der sich um Publikumswirksamkeit dreht.

Fühlen Sie sich mit diesen Zeilen angesprochen?

Ich kann Sie trösten. Vielen Menschen geht es ganz ähnlich. Sie alle wünschen sich mehr Interesse für das eine oder andere und können sich dennoch nicht überwinden, eine Ausstellung zu besuchen, den Buchladen ihres Vertrauens zu durchstöbern oder im Anschluss an die Tagesschau einem der vielen Gedenkakte zu lauschen.

Denn immer schwingt noch etwas anderes mit: Der Wunsch nach dem Feuer, das in uns brennen soll.

Denken Sie nun an etwas, für das Sie wohlmöglich alles stehen- und liegenließen. Wenn Sie nun grübeln, woraus dieses Brennen entstand, werden Sie wahrscheinlich auf den berühmten Ton zurückkommen.

Ich frage mich dann oft, ob der trockene Ausstellungsmacher, die Autorin des Jahrhundertschinkens mit überschwemmendem Fachvokabular oder die monotonen Gedenktags-Referierenden für einen Moment den Ton überhaupt zu finden suchten.

Seien Sie ehrlich: Hat Sie Ihr eigener Geschichtsunterricht fasziniert? Fanden Sie damalige Museumsbesuche interessant? Können Sie zurzeit von sich behaupten, in Geschichte eintauchen zu wollen, und das sogar mit Familie oder Freunden?

Unangenehme Fragen, die der Schreiber da formuliert. Aber je unangenehmer, desto näher an der Wahrheit. Das Brennen für die Vergangenheit beginnt schon in der Schulzeit, und Sie mögen nicht zu Unrecht darauf schwören, dass Lehrerinnen und Lehrer eine große Verantwortung bei der Entwicklung ihrer Schützlinge haben.

Denn wer abwechslungsreiche, innovative und handlungsorientierte Vermittlung genießen durfte, hat eine größere Chance, Geschichte langfristig interessant zu finden - oder zumindest lebensabschnittsweise sagen zu können, immer wieder gerne mit ihr zu tun zu haben.

Je schneller Schulen und andere Bildungseinrichtungen davon abrücken, überkommenen Jahrezahlenunterricht zu machen, desto eher kann Geschichte in jedem von uns einen Platz einnehmen, der ihr schon um ihrer selbst willen gebührt. Nicht zuletzt auch deshalb, um einer ihrer zentralen Funktionen Zündstoff zu geben: Dem Nutzen für das Verstehen der Gegenwart aus dem Vergangenen.

Falls Sie nun das Gefühl haben, dass ich aus meiner Profession heraus versuche, diese über eine Schuldzuweisung an frühere Lehrkräfte und die dringend notwendige Verbesserung von Geschichtsvermittlung zu retten ...

... dann liegen Sie völlig richtig. Geschichte darf nicht zu einem Stubenhocker verkommen, der nach und nach isoliert und in eine Ecke gedrängt wird, auf die kein Licht mehr fällt.

Einen anderen Weg zur Beantwortung der Frage nach dem Sinn des Erinnerns beschreitet der Medienexperte und Direktor des Deutschen Digital- Instituts Jo Groebel.¹ Jahrestage könnten nur dann anregend für eine heutige Auseinandersetzung sein, wenn einzelne Konstanten gegeben sind. Diese möchte ich im Folgenden Bedeutungsebenen nennen.

Bei der ersten handelt es sich um die persönliche. Ein Ereignis muss demnach in die Biografie der Menschen hineinreichen, um Beachtung zu finden. Goebel begründet dies mit der Reflexionsmöglichkeit, die sich daraus ergibt, wo man zum damaligen Zeitpunkt stand und wo man es heute tut.

Die zweite nimmt das Damalige im Kontext seiner Vorvergangenheit in den Blick und fragt nach einer außerordentlichen Veränderungskraft.

Neben jener epochalen Bedeutungsebene existiert letztlich die zukünftige. Sie legt den Schwerpunkt darauf, ob das Geschehen hinter dem Gedenktag wegweisend für das Kommende war und ist.

Sicherlich mag diese Herangehensweise produktiv sein - doch nur solange sie sich in der Zeit eines Menschenlebens bewegt. Eine Generation kann sich bis zu den Großeltern erinnern und damit etwas verbinden, am eigenen Leib oder durch einprägende Erzählungen. Bei näherem Hinsehen ergibt sich jedoch eine Schwachstelle. Früher Ereignisse fallen einfach raus. Der Grund: Niemand hat mehr einen primären oder sekundären persönlichen Bezug zu ihnen.

1 „Gedenktage: ‚Es besteht die Gefahr der Abstumpfung‘“, Jo Groebel im Interview mit Winfried Weithofer, Online-Ausgabe der Stuttgarter Zeitung, 15.09.2011, <https://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.gedenktage-es-besteht-die-gefahr-der-abstumpfung.db839ace-5f54-4269-96ba-1c88507f8a8c.html>, abgerufen am 10.01.2019.

Auch wenn der Ansatz Goebels nur in Teilen anwendbar ist, kann eines mitgenommen werden. Je mehr ein Ereignis das eigene Leben tangiert oder weltumspannende Veränderungen hervorruft, umso wirksamer kann ihm heute gedacht werden. So bestünde eher die Möglichkeit, Auseinandersetzung zu bewirken, Interesse zu fördern und Bewusstsein zu schaffen.

Gedenktag hin, Gedenktag her, das Erinnern, das ist schwer!

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit ist Privatsache. Jede/r kann sich dafür oder dagegen entscheiden und wird dafür nicht sanktioniert.

Sicherlich ist es angebracht zu fragen, warum manche es nicht tun. Wenn dabei rein konzeptionelle oder anderweitig rahmengebende Aspekte zutage kommen, wäre möglicherweise noch etwas zu ändern. Chancen dafür gibt es genug. Auch hier spielt wieder der Ton hinein, ob jemand diese nutzt oder nicht.

Verantwortliche Personen sollten versuchen, ihn zu finden, um eine der wichtigsten Disziplinen vor dem gesellschaftlichen Untergang zu retten und deren Potenzial für die Gegenwart zu erkennen. Jede/r von uns kann sich daran versuchen, indem er (oder sie) entweder dazu beiträgt, dass der Ton gefunden wird, oder, indem er (oder sie) sich immer wieder auf die Suche nach ihm begibt. Nicht aus Enttäuschung aufgeben, wenn die Ausstellung mal wieder langweilig, das Buch langatmig oder der Gedenktag einschläfernd war!

So besteht sogar die Möglichkeit, dass regeres Interesse zu einem geballteren Drängen von Kuratierenden, Schreibenden oder Referierenden führt, laut zu schallen! Auch egal, ob ein Ereignis das eigene Leben berührte oder die Welt veränderte. Alles ist interessant, gerade vielleicht die Dinge, die außerhalb unseres Dunstkreises liegen und nur darauf warten, entdeckt und erforscht zu werden.

Ich plädiere dafür, dass Gedenkanlässe an ihrer mannigfaltigen und hier thematisierten Außenwirkung arbeiten müssen, um genügend Gehör zu bekommen.

Vermögen sie das zu tun, verblassen sie nicht zu reinen Scheinwerfern der Erinnerung und befördern den Ball ins Tor von Auseinandersetzung und Interesse.

Die Sonderausstellung

von Marc Mehling

Spannung zwischen Konzept und Umsetzung

Seit einigen Jahren stehen die Besuchszahlen an Museen vermehrt zur Debatte. Ein Grund dafür ist der Rückgang öffentlicher Gelder, sodass der Großteil des Etats in Personal und Betrieb investiert wird, während insgesamt weniger Geld für kostspielige Ideen und Ankäufe zur Verfügung steht.¹ Gleichzeitig haben die Museen mit den Hürden der digitalen Revolution zu kämpfen, wie das Deutsche Auswandererhaus kürzlich mit einer Studie zur Integration der Virtual Reality-Brille in den Museumsalltag bewies.² Zusätzlich konkurrieren die staatlich gestützten Museen vermehrt mit Privatinstitutionen, die ihnen Besucher*innen streitig machen.³

„Sonderausstellungen kommt [...] eine wichtige Rolle zu: Sie sind in vielen Museen ausschlaggebend für hohe Besuchszahlen [...]“⁴

Sonderausstellungen wie Karl der Große, Macht Kunst Schätze in Aachen oder Fride-risiko. Friedrich der Große in Potsdam bestechen mit hohen Besucherzahlen.⁵ Im Vergleich zu Dauerausstellungen, die oft einen Exponat- oder Themenquerschnitt bieten, können Sonderausstellungen mit einem spezifischen Thema punkten, das sich bereits einer gewissen Popularität in der Bevölkerung erfreut. Namen wie Karl der Große oder Friedrich der Große sind deutschlandweit bekannt. Jährliche Statistiken des Instituts für Museumsforschung scheinen den Besuchertrend ebenfalls zu bestätigen.⁶

Auch das Deutsche Schiffahrtsmuseum (DSM) in Bremerhaven und das Focke-Museum in Bremen haben das Konzept jüngst in einer Sonderausstellung umgesetzt. Bei jährlichen Besuchszahlen von schätzungsweise 80.000 und 40.000 Besucher*innen im Jahr⁷ sind erfolgreiche Sonderausstellungen wünschenswert. Verschiedene Faktoren lassen vermuten, dass die Sonderausstellung im Focke-Museum nicht den erwarteten Effekt erreicht, denn: Die insgesamt unfertig wirkende Ausstellung kommt über wenige gute Ansätze nicht hinaus.

Das Experiment Moderne, Bremen nach 1918 scheitert an einem fehlenden roten Faden, leer wirkenden Räumen und unpassender Atmosphäre

Die ersten beiden Bereiche sind chronologisch gegliedert und stellen die Geschichte Bremens vom Kaisersturz Wilhelms II. über die Goldenen Zwanziger bis zur Großen Depression dar. Der Schnitt zu verschiedenen thematischen Bereichen erweckt den

1 Vgl. Wegner, Nora: Publikumsmagnet Sonderausstellung. Stiefkind Dauerausstellung? Erfolgsfaktoren einer zielgruppenorientierten Museumsarbeit. Bielefeld 2015. S. 16.

2 Vgl. <https://dah-bremerhaven.de/ausstellungsexperiment/> (Stand 19.12.2018).

3 Vgl. Wegner, Nora: Publikumsmagnet Sonderausstellung. S. 18 f.

4 Ebd. S. 11.

5 Vgl. ebd.

6 Vgl. ebd. S.12. Hier sei explizit darauf hingewiesen, dass die Statistiken (Die Museen) die Ausstellungsform (Sonderausstellung) explizit als Faktor benennen.

7 Vgl. <https://www.bremen-tourismus.de/besucherzahlen> (Stand 19.12.2018).

Eindruck, dass die Kurator*innen keinen schlüssigen roten Faden für die Gesamtausstellung finden konnten. Spärlich mit Exponaten bestückte Räume wirken zusammen mit der künstlerischen Gestaltung diffus. Kantige Objekte, die vielleicht Trümmer darstellen sollen, wurden genutzt, um den Raum zu füllen. Das dadurch die Barrierefreiheit, ein heutzutage wichtiger Aspekt des musealen Erlebens, eingeschränkt scheint, wird in Kauf genommen. Auch die nicht gendergerechte Sprache der Texttafeln lässt an einem progressiven Museum zweifeln.⁸

Die moderne Form der Sonderausstellung wird dennoch genutzt

Zu hinterfragen ist nicht nur hier das Verständnis der Sonderausstellung. Die auf Holzböcken befestigten, hellblauen Texttafeln fügen sich nicht in das gedimmt-graue Ambiente der Ausstellung ein und zerstören jede Atmosphäre. Das Holz, welches möglicherweise einen Baustellencharme erwecken soll, sieht zu neuwertig aus, um authentisch zu sein. Gleichzeitig sticht das hellblau der Texttafeln auf dem hellbraunen Untergrund unangenehm hervor und lässt die Ausstellung insgesamt unstimmig wirken. Sie lädt nicht zum Verweilen ein. Das Konzept des Baustellencharmes, welches auch im DSM, in der Sonderausstellung Zahn der Gezeiten – Maritime Schätze unter der Lupe, genutzt wird, ist auf den ersten Blick nachvollziehbar. Schließlich sind die Sonderausstellungen zeitlich begrenzt und exklusiv erfahrbar. Inwieweit die künstlerische Gestaltung aber ein Vor- oder Nachteil ist, bleibt zu diskutieren. Die Baustellenoptik bietet den Ausstellungen keinen kontextbasierten Hintergrund. Anders war es beispielsweise im Neuen Palais in Potsdam, welches Friderisiko. Friedrich der Große nicht nur eine wirksame Atmosphäre verschaffte, sondern gleichzeitig als historisch verbundenes Bauwerk Teil der Ausstellung wurde. Die freundlicher wirkende Atmosphäre lädt die Besucher*innen zum Verweilen ein. Dass diese sich im Folgenden verstärkt mit den Exponaten beschäftigen, wäre eine zu erwartende Folge.

„Nach Ansicht der Kritiker bleiben für die übrige Arbeit von Museen bei dieser Entwicklung wenig Zeit sowie wenig finanzielle und personelle Ressourcen. [...]“⁹

Neben den medial wirksamen Sonderausstellungen polarisiert das Experiment Moderne. Bremen nach 1918. Es scheint, als wären in die Sonderausstellung nicht genügend Ressourcen investiert worden, um das Experiment stimmig umzusetzen. Gegensätzlich zu diesem Fallbeispiel stehen der Fokus auf Sonderausstellungen und die damit einhergehende Ressourcennutzung in der Kritik. Die wissenschaftliche Arbeit kann unter der Entwicklung leiden und der Einbezug von Personal das Museum überfordern¹⁰ Insbesondere, da die Sonderausstellungen zusätzlich zu den bereits bestehenden Dauerausstellungen konzipiert werden. Auch die eventartige Struktur der Sonderausstellungen wird im Kontext der Aufgabe von Museen grundsätzlich hinterfragt.¹¹ Deutlich wird, dass unter Anbetracht der rückgängigen Besuchszahlen das Konzept Sonderausstellung diesen entgegenwirken soll. Dass gleichzeitig weniger Geld über die öffentliche

8 Als weiteres Indiz sei die einführende Texttafel der Sonderausstellung benannt, die in 4 Sprachen verfasst ist und suggeriert das ebendiese 4 Sprachen auch in der Ausstellung zu lesen sind. Die Ausstellungstexte sind allerdings lediglich in Deutsch und Englisch vorhanden.

9 Wegner, Nora: Publikumsmagnet Sonderausstellung. S. 50.

10 Vgl. Ebd.

11 Vgl. Ebd. S. 54, 55.

Finanzierung vorhanden ist und die digitale Revolution bewältigt werden muss, bringt einige Museen in eine prekäre Lage. Unter Berücksichtigung der finanziellen Mittel, aber auch der am Museum vorhandenen Ressourcen, kann sich die Spannung zwischen Konzept und Umsetzung einer Sonderausstellung in kleineren Museen negativ bemerkbar machen. In diesem Fall würde das Museumsimage durch eine nicht gelungene Ausstellung geschädigt. Weiterhin zu berücksichtigen ist die Aufgabe der Vermittlung von geschichtsträchtigem Wissen. Ein angenehmes Ambiente mit wirksamer Beleuchtung und stimmiger Atmosphäre lädt Besucher*innen eher zum Verweilen und somit zur Auseinandersetzung mit Exponaten ein.

Gibt es neben der Sonderausstellung andere Möglichkeiten der Ausstellungsform?

Um die Besuchszahlen zu erhöhen, eine gewisse Exklusivität zu erhalten und die Ressourcenkosten zu verringern, bildet das Konzept der Semipermanenten Ausstellung eine Alternative. Gleichzeitig können die vorhandenen Ressourcen fokussiert werden. Die Idee hinter dem Konzept ist die Ausstellung modular zu gestalten und je nach Bedarf Teile der Ausstellung zu verändern. Dieses Konzept könnte als Mittelweg zwischen eventartigen Sonderausstellungen und den unveränderlichen Dauerausstellungen fungieren und Besucher*innen ein immer neues Erlebnis vermitteln. Wenngleich Sonderausstellungen weiterhin berechtigterweise einen Platz als Ausstellungsform haben werden, sollte die Situation des jeweiligen Museums es zulassen die entsprechenden Mittel aufzubringen, anstatt nur einem Trend hinterherzulaufen.

Geschichte erleben im Jahr 2018/19. Vergangenheitsdarstellung durch Präsentationen mit unterschiedlichem Anspruch

von Eva Voßhans

Als Studentin der Geschichte erlebe ich die Vergangenheit unterschiedlicher Räume und Menschen jedes Semester. Mal bewege ich mich historisch in Osteuropa, mal in Südamerika. Mir erschließt sich das Geschehen durch Quellen und Fachliteratur, das Nachdenken sowie Zusammenfassen, manchmal aber auch durch Weiterforschen und Ausarbeiten eines Themas. Doch nicht jeder strebt ein Studium an, um sich mit der Historie auseinanderzusetzen. Und nicht jedem, mich eingeschlossen, interessiert jedes Thema gleichermaßen. Dass einen nicht jedes vergangene Ereignis augenblicklich in seinen Bann zieht, hängt mit dessen Vermittlung zusammen. Sowohl während eines Studiums, als auch für die geneigten Besucher einer Ausstellung oder den Käufern eines historischen Fachbuches.

Echo eines Jubiläumsjahres

Ein guter Anlass zum Verfassen von neuester Fachliteratur und historischen Romanen, sowie einer allgemein zunehmenden Ausstrahlung von Dokumentationen, bieten die Jubiläen bestimmter Ereignisse. In den Jahren 2018/19 jährt sich das Ende des Ersten Weltkrieges, sowie die Revolution 1918/19 zum 100. Mal. Zur Abwechslung der fleißigen „Phoenix“ Zuschauer und Zuschauerinnen wird deshalb einmal die Zeit vor Hitler beleuchtet und statt an Nazis an die kommunistische Revolution und die Entstehung einer Republik in Deutschland gedacht. In Historikerkreisen ist diese Zeit von Interesse, da sie die Debatte um die Existenz und die Form einer deutschen Revolution befeuert. Auch die oft geführte und nie beendete „Sonderwegsdebatte“ durch den deutschen Historiker Heinrich August Winkler¹ befasste sich in diesem Zusammenhang mit dem Sturz des Kaisers und der Räterepublik². Wohl auch, so macht es zu Weilen den Eindruck, um den Dreh und Angelpunkt sämtlicher historischer Forschung in Deutschland, die NS-Zeit, zu begreifen. Die Arbeiterbewegung und dem Versuch der Republik werden nun also aus aktuellem Anlass wieder rezipiert.

Die Ausstellungswelt reagiert

Allein in der Hauptstadt finden nun zig Ausstellungen, Vorträge, Workshops und Kunstausstellungen zu diesem Thema statt. Nicht nur die Arbeiterbewegung, ebenso das Frauenwahlrecht, die Inflation und die Straßenkämpfe sind Gegenstand der Exhibitionen. Auch lokal gerät das Thema in den Fokus. So lassen sich neue Formen der Geschichtsvermittlung bestaunen, sogar im kleinen Bremen. Im Fokus der modernen Ausstellung steht, wie überall, die Digitalisierung. Hierbei wird nun in die „Virtual Reality“ eingetaucht. Das Zeigen von Videos erscheint, betrachtet man etwa die Wiederauferstehung Palmyras in Paris³ durch eine begehbbare 3D Animation, als geradezu

1 Siehe: Merkur, 1981, Bd. 35, Ausg. 8: Winkler, Heinrich-August: Der deutsche Sonderweg, Eine Nachlese (S.793-801).

2 Siehe: Winkler, Heinrich-August: Weimar 1918-1933, Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie; München, 1998.

3 <https://www.imarabe.org/fr/expositions/cites-millennaires>

steinzeitlich. Für Historiker/innen ist diese Form der Visualisierung, wenn nicht gar Realisierung von ausgelöschten Orten, in der Zukunft von großer Wichtigkeit. Das Bild, dass vielleicht so mancher schon in seinem Kopf hatte, wird realistisch dargestellt und muss gleichzeitig auf dessen Korrektheit an Hand von Quellen überprüft werden. Ein großer Schritt. Denn als nächstes werden Ereignisse an diesen begehbaren Orten erlebbar. Man könnte etwa im aktuellen Fall, die Revolution in Berlin erleben und die Stimmung aufnehmen. Die Verwendung dieser Methode für Laien hat demnach einen nicht zu unterschätzenden Sensationseffekt. Den meisten wird diese Technik in ähnlicher Form schon aus Videospiele geläufig sein und eventuell lassen sich durch diese Spiele fehlerhaft oder zu heroisch erlebte Szenarien wieder korrigieren. Dennoch unterliegt auch diese Form der Ausstellung einer kritischen Prüfung seitens der Fachwelt, denn sie sollte nicht zu einer Verklärung der Geschichte beitragen.

Ebenfalls die klassische Ausstellung von Artefakten ist weiterhin eine gängige Form der Darstellung von Geschichte. Doch die Ansprüche an die Besucher/innen steigen. Museen möchten zunehmend den „Mitdenker“ in jedem von uns wecken. Gezeigt wird in dieser klassisch daherkommenden Form der Ausstellung immer weniger vorinterpretiert. Eine, in meinen Augen, gewagte Methode. Es ist der Versuch eines Spagates zwischen klassischer Vitrienausstellung und philosophischer Freiheit jedes einzelnen. Will man dies realisieren, so darf man absolut keine Risiken bei der Auswahl der Gegenstände und Abbildungen machen. Das Zeigen und nicht Kommentieren von Kolonisation oder Wahlplakaten ist demnach, aus Sicht eines in diesem Bereich halbwegs studierten Menschen, schwierig. Man muss als Museum immer mit der Unkenntnis und Fehlinterpretation der Besucher rechnen, aber auch mit ihrem Wunsch auf der Suche nach Wissen an die Hand genommen zu werden. Sonst fühlt sich so mancher im Regen der Geschichte stehen gelassen.

Eine beeindruckende, wenn auch Sitzfleisch und Konzentration erfordernde Methode, ist die direkte Konfrontation mit den Quellen. Das Bremer Projekt „Aus den Akten auf die Bühne“ hat sich dieser Aufgabe angenommen. In Kooperation mit der Universität zu Bremen werden Akten aus dem Staatsarchiv gesichtet und ausgewählt. Sowohl Tagebücher, als auch politische Reden gelangen so direkt an den Zuschauer. Schauspieler tragen den Inhalt der Quellen wie in einem Theaterstück vor. Wer Lokalgeschichte erleben will, der kann sich von der Lesung fesseln lassen. Meiner Meinung nach kann man Geschichte nicht unverfälschter erleben, als durch Quellen. Der Anspruch des Mitdenkens ist dabei ebenfalls gegeben. Denn jeder im Saal kann seine eigenen Schlüsse aus dem Gehörten ziehen. Ein wenig Vorwissen schadet jedoch auch hier nicht. Wer sich weiter informieren möchte, dem steht zu dieser Form der Präsentation auch ein Sammelband der Akten zur Verfügung. Mir hat der Vortrag der Quellen nicht nur die Aktualität der Inhalte aufgezeigt, sondern mich nach Bremen im Jahr 1918/19 reisen lassen. Mehr, als es jede virtuelle Brille je könnte.

Was kann Ausstellung im Jahr 2018/19?

Alle klassischen Formen der Geschichtsvermittlung der vergangenen Jahrzehnte haben den Anspruch den Betrachter in die vergangene Welt zu befördern. Es ist individuell was einem dabei gefällt. In der heutigen Zeit, in der wir schärfer als sonst, so könnte man meinen, gängige Informationsquellen hinterfragen, werden auch die bisherigen Geschichtsbilder kritisch betrachtet. Wie man diese Entwicklung einschätzt, ist nicht immer leicht zu beantworten. Die Angst vor „Fakenews“ auch aus der Vergangenheit ist

sehr hoch. Haben mich die staatlichen Quellen immer gut informiert? Gibt es noch weitere Möglichkeiten an Wissen zu kommen? Wird mit der Vergangenheit angemessen umgegangen? Der Faktor Internet steht bei dieser selbstständigen Information natürlich im Mittelpunkt. Doch wie viele Studierende und Wissenschaftler/innen bemerken und anmerken, ist nicht immer alles wahr, was als neu oder aufklärerisch-entlarvend daherkommt. Natürlich ist das Hinterfragen, auch der Echtheit von Gezeigtem zu begrüßen. Meiner Meinung nach wird Geschichte am besten durch die Mischung aus direktem und unverfälschtem Kontakt mit historischen Dokumenten und einer Einführung in den historischen Kontext derer Entstehung vermittelt. Das virtuelle Erleben von Geschichte wird in Zukunft auch die emotionale Ansprache der Besucher/innen leisten. Bisher spielten dabei die Gestaltung der Ausstellungen durch authentische Geräusche und Ausstattung eine Rolle. In der virtuellen Welt kann man quasi live dabei sein und selbst entscheiden ob der erlebte Zustand erstrebenswert ist. Geschichte erleben und somit verstehen, das gehörte und gesehene kritisch hinterfragen wird zukünftig wohl noch besser möglich sein. Nicht nur das Betrachten gängiger und bekannter Vergangenheitsentwürfe ist der Anspruch des Ausstellungsjahres 2019, sondern Neues im Alten entdecken.